

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 11 (1943-1944)
Heft: 5

Artikel: Der Taugenichts
Autor: Bindschedler, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759462>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Taugenichts

Von Maria Bindschedler

I.

Vor rund 120 Jahren entstand Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts“, vielleicht die liebenswürdigste Dichtung der Romantik. Ein junger Mensch, der zu keiner ordentlichen Arbeit taugt, wird von Hause fortgeschickt. Noch so gern ergreift er die Gelegenheit, der väterlichen Mühle den Rücken zu kehren, mit seiner Geige und „einem ewigen Sonntag im Gemüte“ die Landstrasse und die ferne fremde Welt der Abenteuer kennen zu lernen. Nach den Worten seines Vaters soll er sich in der Fremde „sein Brot erwerben“; er aber denkt bei sich: „Wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.“ So gehört der Taugenichts zu den „Glücksrittern“, Lieblingsgestalten Eichendorff'scher Poesie, zu den Glücksrittern, deren Vorfahren die Märchenwelt bevölkern, deren eigentlicher Daseinsraum das Schlaraffenland ist.

Erkannte die Romantik das Märchen als die Grundform der Poesie, so eignet ihren gelungensten Schöpfungen auch allen der Zauber des Märchenhaften. Ein Hauptreiz des „Taugenichts“ liegt in seiner Unwirklichkeit. Dass reale Namen darin vorkommen wie Italien, Wien, die Donau spielt höchstens eine verwirrende Rolle; denn jenes Italien, jenes Wien und jene Donau bilden die Landschaft, die den Träumereien des Taugenichts entspricht. Die Landschaft im „Taugenichts“ gehört in eine magische Welt, in eine Welt, die zu singen anhebt, wenn der Dichter das Zauberwort trifft. Und dichterisch ist der Sinn dieses jungen Vagabunden, der die Landstrasse, den Schlossgarten und die schöne Frau mit seinem Geigenspiel beschwört.

Ohne weiteres gelingt ihm jedoch die Beschwörung nicht. Der erste Aufenthalt auf dem schönen Schlosse endigt wenig befriedigend. Den letzten Abend verbringt der Taugenichts im Park des Schlosses, sieht, wie ein Fest gefeiert wird, an dem er keinen Anteil hat. Er sitzt auf einem Baume „wie eine Nachtule, in den Ruinen meines Glücks, die ganze Nacht hindurch“. Was ist geschehen? Die vielschöne, hohe Fraue, die der Taugenichts zu verehren wagte, ist wohl „zu hoch und schön“. Aber weiss er denn überhaupt, was er will? Ist er ihr wegen ausgezogen? Und warum kommt ihm gelegentlich die Mühle seines Vaters wieder in den Sinn und „der

schattige Weiher"? Grundlos schleicht sich die Wehmut ins Herz.

Inzwischen erwacht im Taugenichts von neuem die alte Reiselust; in ihr sind ihm „Wehmut, Freude und grosse Erwartung“ verschwistert. Der enttäuschte Glücksritter weiss nun auch die Richtung, in die er ziehen möchte: ihn lockt Italien, das Land, von dem er zwar kaum mehr weiss, als dass dort die Pomeranzen wachsen. Er gelangt denn wirklich nach Italien, d. h. er gelangt mit andern und zuletzt als jemand anderer auf ein einsames Schloss, wo die Schicksalsfäden der in der Novelle lebenden Menschen in einer reizenden Verwirrung durcheinanderliegen. — Irgendwie werden indes die verlorenen Fadenenden wieder aufgerollt, der Held kehrt über Rom nach dem Donauland in das Schloss bei Wien zurück; und am Ende ist „alles, alles gut.“

Anmut, Frische, Leichtigkeit, liegen in dieser Geschichte. Wenn wir sie gelesen haben, fühlen wir uns erholt wie nach dem Anhören eines muntern Allegro von Haydn. Empfindet wohl auch der Dichter die Gestaltung dieses liebenswürdigen Stoffes als Erholung? Ueber eine andere seiner Erzählungen, „Das Marmorbild“, schreibt Eichendorff an Fouqué, er betrachte dieses Märchen „als einen Spaziergang in amtsfreien Stunden ins Freie hinaus.“ Der Dichter zweifelt dann gar, ob sich auf seiner kleinen Schöpfung nicht etwa Aktenstaub statt Blumenstaub angesetzt habe. — Mögen die Worte vom Spaziergang aus dem Amt heraus für den „Taugenichts“, mehr noch als für das „Marmorbild“, Geltung haben, so lehnen wir den Zweifel am Poetischen dieser Erzählung entschieden ab.

Und doch können wir uns den „Taugenichts“ nicht anders als aus solchem Amt heraus entstanden denken. Das Amt des Zolleinnehmers, der Schlafrock und die Pfeife, die dazugehören, sind gar zu verlockend geschildert; und der aus diesem Amt mehr vertriebene als freiwillig davonziehende Taugenichts verspürt auch weiterhin ein gewisses Heimweh darnach. Das Ferienmässige, das durch den ganzen „Taugenichts“ wie frische Luft hindurchweht, ist wohl Gegensatz zu einer geregelten bürgerlichen Tätigkeit, so wie der Dichter des „Taugenichts“ und der „Glücksritter“ die andere Seite des pflichtgetreuen Beamten Josef von Eichendorff darstellt.

Sicher ist es kein Zufall, dass gegen den Schluss der Dichtung jenes Prager Studentenlied gesungen wird mit dem Kehrreim:

„Beatus ille homo
Qui sedet in sua domo,
Et sedet post fornacem
Et habet bonam pacem!“

Romantische Sehnsucht zielt nicht nur nach Italien, nach fernem Traumland, nach der blauen Blume, sondern ebenso sehr nach bürgerlich-gesichertem Dasein, nach Ruhe und Behäbigkeit. (Darum konnte ein Friedrich Schlegel so spiessbürgerlich werden.) Sie schwingt zwischen beiden Polen hin und her wie ein Zugvogel zwischen Norden und Süden.

Dass sich zum Fernweh geschwisterlich das Heimweh gesellt, zeigt jene Stelle, da der Taugenichts, von erneuter Reise-lust ergriffen, dem Schloss und dem Zollhäuschen den Rücken kehren will. Es heisst hier: „Ich blickte noch oft zurück; mir war gar seltsam zumute, so traurig und doch auch wieder so überaus fröhlich, wie ein Vogel, der aus seinem Käfige ausreisst.“ Warum die Trauer? Wohl birgt das Schloss viel von Erfüllung in sich, Erfüllung dessen, was den Taugenichts ausziehen liess, sein Glück zu suchen; und eine Ahnung solch möglicher Erfüllung muss ihn beim Verlassen des Schlosses wehmütig machen. Aber das Heimweh gilt doch auch dem Einnehmerhäuschen, das er kurze Zeit „mein“ nennen konnte, gilt dem behaglichen Dasein mit Schlafrock, Pantoffeln und Pfeife. Heimweh kennt der Taugenichts überhaupt schon am ersten Tag, da er von zu Hause fort ist. „Wie aber dann die Sonne immer höher stieg, rings am Horizont schwere weisse Mittagswolken aufstiegen und alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern, da fiel mir erst wieder mein Dorf ein und mein Vater und unsere Mühle, wie es da so heimlich kühl war an dem schattigen Weiher, und dass nun alles so weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei so kurios zumute, als müsst' ich wieder umkehren; ich steckte meine Geige zwischen Rock und Weste, setzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und schlief ein.“

Vielleicht macht uns gerade das den Taugenichts so lebenswürdig, dass er in der Schwebe bleibt zwischen vorwärts, und rückwärts, zwischen Glücksverlangen und Befriedigtsein, zwischen Traumwelt und Bürgerlichkeit. Er kennt jene Stimmung, die in Eichendorffs Gedicht „Schöne Fremde“ liegt:

„Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem, grossem Glück.“

Andrerseits fasst er als Zolleinnehmer „heimlich den Entschluss, nunmehr alles Reisen zu lassen, auch Geld zu sparen wie die andern und es mit der Zeit gewiss zu etwas Grossem in der Welt zu bringen.“ Sein Glücksrittertum, (das im Gegensatz zu den „Entschlüssen, Sorgen und Geschäften“ steht, die den Taugenichts jetzt bewegen), sein Taugenichtswesen ist er also bereit abzulegen; aber es ist ihm nicht ernst dabei. Er kann den Entschluss nur „heimlich“, nämlich gegen seine an-

dere Natur fassen; und wenn die Reiselust wieder erwacht, so ist sie eben auf einmal wieder da, unmotiviert oder so wenig motiviert wie der Drang des Herzens, das bald vor Lust und bald vor Schmerz „fast zerspringen möchte“.

Dass der Taugenichts sich weder als ernsthafter Bürger noch, gleich manchem Romantiker, als ein hoffnungslos Verzauberter erweist, entspricht Eichendorffs eigener Haltung, wie sie in dem Gedicht von den beiden Gesellen zum Ausdruck gelangt. Hier spüren wir, dass Eichendorff sowohl den Bürger, der „aus heimlichem Stübchen behaglich ins Feld hinaus“ blickt, wie jenen andern, den tausend Sirenen „in der buhlenden Wogen farbig klingenden Schlund“ ziehen, im Grunde tief bedauert. Er selber wählt im Leben den mittleren Weg zwischen amtlicher Tätigkeit und Sich-Hingeben ans Magische, an die „Stimmen im Grund“, an den Ruf der lockenden Ferne. Diese mittlere Richtung unbeirrt innezuhalten, gelingt Eichendorff mit Hilfe der Religion. Das ist der Weg, den er für die beiden Gesellen, den er jedem jungen Menschen wünscht: „Ach Gott, führ uns liebeich zu Dir!“ Weil Eichendorff vor sich den Weg zu Gott sieht, darf er sowohl zur Linken den Abgrund wie zur Rechten die bürgerliche Behaglichkeit streifen, ohne Schaden zu nehmen. Leicht könnte uns Eichendorffs Romantik, weil sie eine lebensfähige Form der Romantik ist, harmlos erscheinen — als das Sonntagskleid seines Bürgertums —, wäre nicht die Erfahrung des Göttlichen in Eichendorffs Leben zu tief eingedrungen.

„Du bists, der was wir bauen,
Mild über uns zerbricht“.

Wenn auch das Letzte bei Eichendorff Ergebung in Gottes Willen ist, so muss doch vorerst Manches zerbrechen, mancher Verlust erlitten werden, und selbst das „Grauen“ der Lust will gekannt sein. Hinter Eichendorffs Frömmigkeit steht der echt romantische, frühromantische, Drang nach dem Absoluten, nun nicht mehr, wie bei Friedrich Schlegel, zur begrifflichen Klärung gedrängt und in geistreichem Spiel bis zur Entwertung ausgewertet, sondern als unangetastetes Gefühl, als Seelenstimmung gewahrt, als jener von Natur gegebene Zustand, der den Dichter zu sich und seinesgleichen sagen lässt: „Du findest nirgends Ruh“.

Hell und leicht ist dagegen die Frömmigkeit des Taugenichts. Denn auch den Taugenichts leitet frommer Sinn in die Welt hinaus und durch die Welt hindurch, weiss er doch von der Gunst und vom Walten Gottes zu singen. Allein die Frömmigkeit des Taugenichts verhält sich zur Grundstimmung Eichendorffs, so wie wir sie aus vielen Gedichten und aus dem weltmüden Schluss von „Ahnung und Gegenwart“ ken-

nen, wie Dur zu Moll. Des Taugenichts Frommsein ist Leichtsinn, denn der Taugenichts ist ein Kind und, da sie sich in seinen Augen spiegeln, so erscheinen auch die andern Menschen als Kinder. Den andern voraus hat der Taugenichts einzig, dass er frei ist „von Sorgen, Last und Not um Brot,“ dass er den Vögeln gleicht, die nicht säen und nicht ernten, und die ihr himmlischer Vater doch ernährt. Menschliche Einrichtungen wie die Unterschiede des Standes nimmt der Taugenichts zwar wahr; aber sein Gefühl wird dadurch nicht beirrt. Zuletzt erweist sich die Lebenshaltung des Taugenichts als richtig: menschliches Sorgen ist überflüssig, gilt doch im Grunde, dass alles, alles gut ist. Die Welt in Eichendorffs „Taugenichts“ ist eine Schöpfung vor dem Sündenfall. Darum könnten jene frühlingstfrohen Verse:

„O Welt, du schöne Welt, du,
Man sieht dich vor Blüten kaum!“,

sinnvoll auf die Welt des „Taugenichts“ bezogen werden. Denn was von Blüten verhüllt ist, was sich dem von hohem Punkte aus übers Land schauenden Dichter wie dem Taugenichts, solange er noch zu Hause wohnt, verbirgt, wartet dem glücksbereiten Herzen mit tausendfacher Erfüllung.

Indessen, was ergibt sich, wenn wir den Vergleich mit den beiden Gesellen aus Eichendorffs gleichnamigem Gedicht in Bezug auf den Taugenichts selber durchführen? Sicherlich gleicht der Taugenichts den beiden jungen Menschen, wie sie „jubilend recht in die hellen, klingenden, singenden Wellen des vollen Frühlings“ hinausziehen. Doch am Ende wird dem Taugenichts ein Schlösschen mit Garten und Weinbergen gezeigt, das der Graf ihm und seiner schönsten Frau geschenkt hat: hier würden sie zusammen wohnen. Irgendwie drängt sich uns da die dritte Strophe des Gesellen-Gedichtes auf:

„Der erste, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft Hof und Haus;
Der wiegte gar bald ein Bübchen
Und sah aus heimlichem Stübchen
Behaglich ins Feld hinaus.“

So sehr diese Verse dem Kern der Taugenichts-Geschichte, dem Ideal einer leichtsinnig-frommen Lebensführung entgegenstehen, so sehr sind sie in dem Augenblick am Platze, da die äussere Lebensform des Taugenichts mit der des Bürgers zusammenfällt. Es ist dies der Augenblick, wo der Sonntag zu Ende geht, da an die Stelle des feiertäglichen Schweifens im Paradies das Alltägliche eines bürgerlichen Daseins tritt. Im „Taugenichts“ ist diese Ablösung nur angedeutet; noch ist das zukünftige Haus „das weisse Schlösschen, das da drüben im Mondscheine glänzt“, noch verklärt es ein romantischer

Schimmer. Doch solche Romantik muss wohl unfehlbar ins Bürgerliche zurücksinken. Die Geschichte vom Taugenichts hört da auf, wo sein Leben mit demjenigen des ersten Gesellen zu verschmelzen beginnt.

Weil diese Dichtung das Paradies vor dem Sündenfall sucht, fehlt ihr die Kraft, das Leben zu verwandeln. Sie ist insofern ein echtes Werk der Romantik, als die Romantik weitgehend dazu neigt, nach rückwärts zu schauen. Denn romantisch ist die Liebe zur „guten alten Zeit“, zum Naiven, Naturhaften, zum Kind, zum jungen Menschen, zum Märchen, zum Mythos, zum Mittelalter, zu den alten Sprachen, zu den Ursprüngen überhaupt.

Kleist hat in seinem Aufsatz über das Marionettentheater angedeutet, dass der Eingang zum Paradies nicht mehr nach rückwärts, sondern nach vorwärts, das heisst nicht vor der Erkenntnis, sondern nach der letzten Erkenntnis zu finden ist. Hegel, der die nach rückwärts gewandte, in der „unmittelbaren Anschauung“, im Gefühl, in den „Träumen“, ihr Heil suchende Haltung der Romantiker kritisiert, hat versucht, durch die absolute Zerrissenheit des Geistes hindurch zu einem Begreifen der Welt zu gelangen. Heute neigen wir vermehrt dazu, die seligfernen Werke der Romantik wie Träume aufzufassen, beglückend vielleicht, aber unverpflichtend, gegenstandslos. Eichendorffs Erzählung wird als Ausgleich für eine in bürgerlichen Aemtern wohlversorgte Generation beurteilt; und mit der Abfassung einer „Letzten sentimentalischen Reise“ hat ein moderner Autor versucht, ein für alle Mal unter sämtliche Taugenichts-Geschichten den Schlusstrich zu ziehen. Aber ist der Bürger (jetzt nicht im eng-historischen Sinne aufgefasst, sondern in einem weiteren, im Sinn des Erden-Bürgers) jemals durch den Arbeiter oder den Krieger oder irgendeine andere völlig nüchterne, in einen Ameisenstaat gehörende, Lebenshaltung zu ersetzen? Und werden die Träume verschwinden? Die Träume sind nicht nur nach rückwärts gewandt; sondern sie stehen auch dem Zeitlosen offen. Und zu allen Zeiten hatten die Menschen einen Sinn für das Zeitlose.

Was bedeutet aber „zeitlos“? Es bedeutet jenes Beieinandersein von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, das jedem tieferen menschlichen Erleben zu Grunde liegt und welches im Ausdruck dieses Erlebens, im lyrischen Gedicht, wahrnehmbar wird. (Man kann zwar die Gegenwart als das Tempus der Lyrik bezeichnen; aber in der erfüllten Gegenwart sind Vergangenheit und Zukunft mitenthaltend. Die Gegenwart spielt auch die Rolle einer Zeitform für das Zeitlose.) Im „Taugenichts“ finden sich zweimal die Verse:

„Schweigt der Menschen laute Lust:
rauscht die Erde wie in Träumen
wunderbar mit allen Bäumen,
was dem Herzen kaum bewusst,
alte Zeiten, linde Trauer,
und es schweifen leise Schauer
wetterleuchtend durch die Brust.“

In der prachtvollen Strophe ist das Ineinanderspielen der Zeiten wohl spürbar. Gegenwärtiges bewegt den Dichter zum Singen: das Schweigen der Menschen, das Rauschen der Bäume (bezeichnend ist, dass für den Dichter „die Erde“ rauscht: wie sich ihm das zeitlich Begrenzte im Ueberzeitlichen auflöst, so fühlt er hinter dem räumlich Konkreten, den Bäumen, ein Grösseres, Unbestimmtes.) Vergangenes wird ihm lebendig: „alte Zeiten“ (wobei die Erinnerung an die alten Zeiten das momentane Gefühl bewirkt, „linde Trauer“). Und in die Zukunft deutet das Wort „wetterleuchtend“ (auch diese ferne Zeit bestimmt mit ihren „Schauern“ das Gefühl des Augenblicks.) „Ahnung und Gegenwart“, der Titel von Eichendorffs Roman, dürfte kennzeichnend auch über diesen Versen stehen.

„Aus dem Leben eines Taugenichts“ ist das Werk eines Lyrikers. Wie die eigentliche Lyrik Eichendorffs, etwa die „Mondnacht“ oder „Der Einsiedler“, vermag diese kostbare Dichtung das Zeitliche ins Zeitlose zu erheben. Darum ist uns trotz der Spuren von historisch Bedingtem, trotzdem die Erzählung als Ganzes eine Reise ins Märchenland darstellt, trotzdem die Idylle wie manches Werk der Romantik, keine unmittelbare Wirkung in unserem Leben zu haben scheint, trotz all dem ist der „Taugenichts“ für uns mehr als „ein Spaziergang in amtsfreien Stunden“.

Oder er ist es in einem höheren Sinne: in der Dichtung finden wir die geglückte Darstellung eines unvergänglichen Wunschtraumes.